Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 8

Artikel: Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen [Fortsetzung]

Autor: Vögtlin, Adolf

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-635102

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 8 — XIV. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern | Bern, den 23. Februar 1924

Neue Hoffnung.

Von Heinrich Leuthold.

Und wird er nicht kommen, der Völkerlenz?
Ist's Lüge, was dich schon so lange bewegt,
Helvetia, du Herze des Kontinents,
Darin der Pulsschlag der Freiheit schlägt?

Die Hoffnung, noch ist sie geschwunden nicht ganz;
Es schäumen der Inn noch, die Rhone, der Rhein,
Es sprudeln die Adern des Schweizerlands
Noch frisch in den Körper Europas hinein.

Europa, wohl triefst du von Blute so rot,
Wohl sind deine Glieder ermattet und wund,
Doch kann ich nicht glauben an deinen Tod,
So lange dein Herz noch so stark und gesund.

Meister Hansjakob, der Chorstuhlschnitzer von Wettingen.

Kulturgeschichtliche Novelle von Adolf Vögtlin. 3

Allein das Rätselhafte an dieser Frau fesselte ihn doch so mächtig, daß er seine Genossen am folgenden Tage allein nach Hause ziehen ließ und vorläufig zu wöchiger Wasserkur, wie er denselben unter bedeutsam heiterm Lächeln mitteilte, seine Zimmer im Staadhof bezog.

Tagelang verkehrten nun die Drei miteinander, immer dieselbe Unbefangenheit trug Magdalena zur Schau; ihre milde Fröhlichkeit, ihr durchaus offenes Wesen schien ihm erstaunlich; Freude und Bangigkeit wechselten jäh in seiner Brust. Dieses Doppelwesen von einem Weibe zog ihn unwiderstehlich an und stieß ihn schmerzlich zurück. Und diesem unklaren Wesen sollte er sich und seine Tochter anvertrauen, die einfältige, harmlose, nichtsahnende?

Schon oft hatte er Gelegenheit gesucht, sich ihres Charakters und ihrer Absichten zu versichern. Seit dem ersten Anblick, als er sie an einem schönen Märztag mit dem Abt Petrus aus dem Wettingerhaus in Zürich über den Münsterplatz gehen sah, trug er den brennenden Wunsch in sich, sie zu seiner zweiten Gattin zu erheben, und seither galt sein ganzes männliches Fühlen und Denken nur ihr. Auch wollte er die Gelegenheit, ihr Inneres zu erforschen, nicht mit außergewöhnlichen Mitteln erzwingen. Heute gab sie sich nun fast ungesucht, und daher erquoll und durchwärmte ein heißer Strom sein ganzes Lebensgefühl, als Schwerter seine Tochter zum Reigen abholte und ihn mit der Aebtissin allein ließ.

Er hatte ihr eben in lebhaften Farben die Parteikämpfe der Eidgenossen geschildert und deren traurige Sitte, um des schnöden Goldes willen Leib und Leben und das geistige Wohl der Familien den fremden Mächten zu opfern; er hatte ihr gezeigt, wie unter solchen Umständen das Mark des Volkes zerrüttet und an einem dauernden Fortbestand der Schweiz gezweifelt werden müsse; warum man also das Reislaufen verboten, wie aber trotz der Grenzsperre die goldsüchtigen Söldlinge auf geheimen und nächtlichen Wegen über die Grenze nach Frankreich und zu den Spaniern entwischen. Er hatte ihr erzählt von der Verwegenheit und dem Heldenmute Heinrichs des Vierten, den er selber gesehen; wie man allerdings den Schweizern fast verzeihen möchte, unter einem solchen Führer begeistert zu kämpfen, und wie die Schweiz dazu kam, eben in diesem Jahre wieder ein Bündnis mit Heinrich zu schließen, von welchem er nur mit Mühe und Not den Stand Zürich abzuhalten vermochte, obschon es allen kund war, daß es das kostbare Blut des Volkes auftrinke.

„Erlaubt, Aebtissin", so brach er jetzt die laufende Unterhaltung ab, „daß ich mich mit Euch auf diese Bank hier setze"; und damit führte er sie auf ein lauschiges Plätzchen, das gerade für zwei gemacht schien. „Ich muß eine unfrohe Erinnerung wecken, indem ich Euch in Gedanken zurückführe zu dem Ueberfall auf Frauenthal, dessen Opfer Ihr mit Eurer Person hättet werden sollen. Eine Schuld, deren Tragweite ich Ungestümer nicht absehen konnte und welche mit jenem Ueberfall eng zusammenhängt, drückt mich. Erlaubt Ihr, daß ich Euch beichte?"

„Seid Ihr katholisch, daß Ihr beichten wollt?" fragte mit milder Ironie die Aebtissin.

„Sie drückt mich, und mein Geist bedarf besonders in Eurer Gegenwart der Entlastung."

„Die Schuld ist ja nicht mehr, sobald Ihr sie nur selbst erkennet", bemerkte sie ruhig und abwehrend; denn ihr bangte vor weiterer Erklärung.

„Nun wäre es an mir zu fragen, seid Ihr katholisch? Warum beichten denn Eure Nonnen und Glaubensangehörigen? Hört dort drüben die Sänger und Pfeifenbläser. Wären ihre lieblichen Weisen denn Musik, wenn sie nur in ihrer Seele zitterten und nicht hinausdrängen? So ist die Schulderkenntnis erst dann eine vollkommene, wenn der Beleidiger sie aus sich hinausträgt, und erst dann hört die Schuld auf, wenn der Beleidigte versöhnt ist, oder der Erste durch Leid und Qual gebüßt hat. Nehmt mir die Qual und hört mich gütig an. Als ich zum erstenmal Euch sah, empfand ich jenen Schauer wieder, den ich seit zwanzig Jahren nicht mehr empfunden; ich glaubte auch, auf Eurem Antlitz ein Leid zu lesen, das Erlösung heischte, und ich war entschlossen, sie Euch zu bringen, wenn nicht Euer Stand, Eure Würde mich daran verhinderte. Meine Freunde ließen mein Vorhaben erstarken, indem sie mir durch zuverlässige Erkundigungen nahe legten, daß Ihr, Eures Amtes müde, die rebellischen Nonnen von Frauenthal, wo die Luft unrein geworden, zu verlassen die Absicht hättet."

„Redet nicht arg, Herr Bürgermeister, sonst müßte ich Euch mein Ohr verschließen", bemerkte sie ruhig.

„Ich war entschlossen, Euch zu befreien und schickte zwei zuverlässige Freunde und ein halbes Dutzend Knechte."

„Ihr selber also seid der Unselige..." Sie erhob sich, um den Bürgermeister zu verlassen. Dieser aber fing sie bei der Hand und bedeutete ihr durch einen ängstlichen Druck derselben, sich wieder zu setzen; sie tat es, um jedes Aufsehen zu vermeiden.

„Unterdrückt, ich flehe Euch an, Euren gerechten Zorn und urteilt, wenn Ihr mich angehört habt. Sie sollten Euch bei Eurem Abendrundgang aufhalten, in die bereit gehaltene Sänfte bringen, bis an die Zürchergrenze, wo ich Euch mit Roß und Wagen abholen wollte, um Euch der Gesellschaft einer verwandten Dame zu übergeben. Ihr solltet mich kennen lernen und hernach in freier Wahl entscheiden, ob Ihr auf Eure Güter zurückkehren oder..."

„Ich ahne, was Ihr sagen wollt", unterbrach sie ihn, „laßt es mich nicht hören; ich darf es nicht hören. Ihr habt zuviel in meinem Angesicht gelesen, so viel stand nicht darauf."

„Es war beglückend zu lesen, was ich heiß mir wünschte. Könnt Ihr mir nun verzeihen und mich achten?"

„Da Ihr ein Mensch seid, dürft Ihr Vergebung heischen; da ich ein Mensch bin, darf ich sie verweigern? Wie wünschte ich es noch mehr zu sein! Meine Hand bedeute Euch dies."

Und sie legte ihre feine Hand treuherzig in die des Bürgermeisters; es war ihm, als ob er ihren Atem seufzen hörte; freudig, rasch, begeistert ergriff er die dargebotene Hand und wiederum ging ihm jener heiße Schauer durch Leib und Seele, den er seit zwanzig Jahren nie mehr verspürt hatte, und wiederum legte der immergrüne Mann die klaren Worte der jungen Aebtissin nach seinem inneren Wunsche aus und wiederum las er zuviel auf ihrem blassen Antlitz, das nur wenig erregt war und verklärt schien im Silberduft des Mondlichts. Einen Augenblick hatten die Beiden Hand in Hand schweigend dagesessen, als auf einmal Schwerter und Agatha vor ihnen standen, welche ihnen unbemerkt genaht waren, da jene dem Schauplatz den Rücken gewendet hatten. Der Bürgermeister faßte sich schnell und redete seine Tochter freundlich an:

„Kamst du, um deine hohe Freundin abzuholen? Danke ihr doch, der Guten, soeben hat sie mir in die Hand versprochen, dich in Zürich zu besuchen, sobald sie wieder nach Frauenthal zurückgekehrt sein werde, und dann immer wieder. Freue dich!"

„Welch vorsorglichen Vater die Jungfrau Agatha hat!" meinte beifällig ihr Kavalier Schwerter, „wie lieb muß doch die Tochter sein!" Dies ging auf des Vaters, wie auf des Sprechers Mühle.

Die Aebtissin schaute dem Bürgermeister, der ihr eben erst als ein gewalttätiger Mann erschienen war, mit lächelndem Erstaunen ins Antlitz, das ihm ihre Befriedigung darüber zeigte, der etwas verfänglichen oder zum wenigsten verschieden auslegbaren Situation eine so heitere und zugleich natürliche Deutung gegeben zu haben.

Großmann wünschte den Frauen eine ruhevolle Nacht, und Schwerter begleitete sie in den Badhof zurück, um bald wieder zurückzukehren und an der Seite des Bürgermeisters bis zum Schlusse der Festlichkeit zu verbleiben, deren Wogen hochschwollen, wie drunten die vollrauschende Limmat. Als Großmann den Kaspar Schwerter aufforderte, doch noch ein Tänzchen zu drehen, äußerte dieser, es sei niemand mehr da, der ihn zum Tanze verlocke.

„Eia, Eia! Seid Ihr so wählerisch geworden, Ex-Chorherr; oder wart Ihrs in Zurzach auf der Messe auch schon?" fragte lachend und keineswegs erzürnt über die Delikatesse des offenherzigen Begleiters der Bürgermeister.

„Ja, dort gab es keine Bürgermeisters Töchter und die Aebtissinnen, die da waren, tanzten eben auch nicht", versetzte der priesterliche Weltmann und wandte sich lachend zur Seite. Er wollte nicht Zeuge davon sein, wie der Stich den Bürgermeister juckte.

Es war aber tatsächlich so, wie Schwerter gesagt hatte: Die „bessern" Leute hatten, den Weggang Magdalenas und Agathas wahrnehmend, sich ebenfalls zurückgezogen, und nun gab der Bürgermeister den Pfeifern das Zeichen, zum Heimzug zu blasen, damit nichts Aergerliches passiere; denn die Lebenslust und der Wein waren den jungen Leuten in Herz und Kopf gestiegen. Eine Rakete leuchtete auf und verkündete den Schluß und die festvergnügte Menge verlor sich in den Badhöfen, wo bald die Fenster dunkelten und die launige Feier in schweren Träumen vergohr. Alles ward still; nur die Nacht schwankte mit leisem Schleierrauschen durch die Luft und flüsterte ihr verschwebendes Lied auf das glückliche Städtchen und den Fluß hinab.

III.

Magdalena hatte keinen erquickenden Nachtschlaf. Im Traume erschien ihr immer und immer wieder Heinrich der Vierte mit seinem kecken Schnurrbart, gerade so wie ihn

der Bürgermeister trug; das eine Mal begehrte er von ihr die Auslieferung der sechzehn Zuger Musketiere, welche Frauenthal als Besatzung seit dem letzten Ueberfall auf einige Wochen in seine Mauern aufgenommen hatte, denn er hätte jetzt Söldner nötig; das andere Mal begehrte er geradezu ihre Hand und versicherte ihr auf gut deutsch unter Schwüren, wie sie solche noch gar nie gehört zu haben glaubte, daß sie Königin von Frankreich werden müsse. Er wollte sie eben über einen Steg aus dem Kloster, welches auf einer Insel des Lorezflüßchens lag, ins offene Land hinausführen, wo sie in der Ferne eine goldschimmernde Sänfte sah, als er ihr diese Erklärung machte. Da überfiel sie eine jähe Angst, und unwillkürlich streckte sie den Arm aus, an dem er sie geleitete, und der unglückliche Werber fiel ins tiefe, schleichende Wasser. Da erwachte sie; die Glocke läutete ins Frauenbad. Erleichtert seufzte sie auf, als sie sich bewußt wurde, daß alles nur ein Traum gewesen und sie unschuldig sei am feuchten Tode des Fürsten. Als sie aber ihr leichtes Badgewand angezogen und sich zum Morgengebet vor dem elfenbeinernen Marienbild auf die Knie niedergelassen hatte, wollten die Worte, die noch stets und oft mechanisch ohne Anstand hervorgequollen waren, gar nicht über ihre Lippen kommen. Sie stockte. Sie begann von neuem und — stockte. „Was ist denn das? Heilige Maria!" Und als sie am dornigen Rosenkranz der Erinnerung zurückgriff, da fand sie, daß sie unwillkürlich während des Betens an Heinrich den Vierten gedacht und daß dieser in Gestalt des Bürgermeisters ihr im Traume erschienen war. „Seit wann denn träume ich von Männern?" .. Sie, die höchstens etwa aus kindlicher Furchtsamkeit vom gestrengen Abte geträumt, wenn einmal etwas am Haushalte des Klosters Frauenthal getadelt worden war; sie träumte von Männern? Sie warf sich neuerdings auf die Knie und wollte beten; ihre Brust aber stieg und fiel so rasch, daß sie kaum Atem fand. Sie eilte ans Fenster und schloß es auf. Da ward sie ruhiger; denn die reine Morgenluft strömte herein, und die Strahlen der Sonne trugen aus den Wassern das Morgenlied der liebenden Vögel zu ihr empor, die im Ufergebüsch der Limmat nisteten. Dann kamen zwei Falter zum Fenster hereingeflattert, und der eine trieb in eifriger Verfolgung den andern im Zimmer umher, bis sich das Weiblein in seiner Angst auf das güldene Strahlensternlein des Marienbildes setzte, worauf das Männchen es zaghaft umschwebte. Auch Magdalena schritt zu der Heiligen, um ihren Schutz zu erflehen, doch vergebens; sie konnte nicht beten. Da schossen die Tränen ihr in die Augen, jammernd schlug sie die Hände zusammen, wodurch erschreckt das Männchen die Flucht ergriffen haben mußte, denn als sie aufblickte, saß sein Gespons allein noch auf dem Marienbilde und schien dem absonderlichen Gebaren der Aebtissin voll Erstaunen zuzusehen. Sie erhob sich, klatschte in die Hände und scheuchte das Weibchen hinaus: „Geh, wo die hingehörst!" Ein bitteres Lächeln flog um die Winkel ihres Mundes, die lang geübter Ernst schon etwas verzogen hatte. Was sollte dieses Lächeln? Es war Hoffnung und Entsagung zugleich darin.

„Geh, wo du hingehörst!" wiederholte sie für sich selber. Und als sie am Marienbilde erhobenen Hauptes vorüber ging, schien in ihren Schritten etwas trotzig Männliches zu liegen, als sei sie gesonnen, die Prüfung, in die sie eingetreten und die ihr noch bevorstand, mit eigenen Mitteln durchzukämpfen.

„Ja", rief sie aus, „Prüfung! Was ist das Leben ohne Prüfung? Sei mir willkommen!" Sie warf noch ein leichtes Gewand um, öffnete die Türe, welche zur Privattreppe und in die Badehalle hinunterführte, wo die übrigen Gesellinnen bereits versammelt waren. Sie saßen auf niedrigen Bänken um einen Tisch herum und aßen so eifrig die Morgensuppe, daß ihnen die Aufregung der Aebtissin entging. —

Nur Agatha, die mit ihr aus der gleichen Schüssel aß, entdeckte das feuchte Feuer ihrer Augen; sie suchte sie ohne weiteres zu zerstreuen, indem sie mit den leisen Worten: „Auch ich bin aufgeregt!" lächelnd ihren Strickbeutel auf dem Tische öffnete und ihr ein Zettelchen vorhielt, worauf in zierlichen Schnörkeln ein Gedicht geschrieben stand, das in heutiger Sprache ungefähr so lautet:

Sie hatten mich verstoßen,
Hinaus in Schand, und Nacht;
Da kam ein Stern geschossen
Und leuchtete mir sacht.
Von Meßgesang und Mummenschanz
War mir der Sinn befangen ganz;
Er wies den Pfad mir lieb und gut
Zur Freiheit und zum Mannesmut:
So lang ich dieses Sternlein seh,
Wird mir um meinen Weg nicht weh.

Agatha, Gute, Holde
Heißt dieser edle Stern;
Er scheint in lauterm Golde
Mir nah' und doch so fern,
Sie strahlt in ihrem goldnen Haar
Gleich unsrer Lieben Frauen gar,
Und mögt' ich über Wolkenhöh'n,
Wollt' ich zu ihr in Himmel gehn;
Denn wenn ich ihr in's Auge seh,
So wird mir wohl, so wird mir weh.

O wende nicht die Blicke
Vom Erdenpilger ab;
Ich schwöre, meine schicke
Ich dir bis an mein Grab.

Wenn anders dir das Herz befiehlt,
Fortuna mir zur Seite schielt,
Will trauernd ich im Elend stehn
Und fern in Deinem Glanz vergehn; ...
Nur wenn ich Dir ins Auge seh',
Wird meinem Herzen wohl und weh.

(Fortsetzung folgt.)

Wollen und Nichtwollen.

Behaupten, man könne etwas nicht tun, nur weil man es nicht will, heißt Mißbrauch mit den Ausdrücken treiben. Der Weise will nur das Gute: Ist es demnach eine Knechtschaft, wenn der Wille der Weisheit gemäß wirkt? Und kann man wohl weniger Sklave sein, als wenn man aus eigener Wahl der vollkommensten Vernunft gemäß handelt?

Leibniz.